Buchbesprechung

Stuckenschmidt, Dierk: *„Fenix - Tagträume von Kirschblüten, Liebe und japanischen Göttern. Erster Band der Erlebnisse von „Fenix" in Japan"*, Rostinger Hof-Verlag, Königswinter-Rostingen, 2002. (Bezug über: Books on Demand, BoD GmbH, Norderstedt) 224 S., € 18.- ISBN: 3831135371

Bücher „über Japan" gibt es viele. Berichte darüber aber, welche Bedeutung Japan, das Leben in Japan und die Begegnung mit einzelnen Menschen in Japan, für einen selbst hatte oder weiterhin hat, sind wohl eher selten. Es ist vorrangig ein sehr persönliches Thema, das – so die Erfahrung des Autors dieser Rezension bei seinem Vortrag in der OAG – Überraschung und gar Unverständnis auslöste und nicht zum Anlaß für eine Aussprache genommen wurde. Letztlich erscheint aber ein Klärungsversuch, eine Auseinandersetzung gerade auch vor Aussagen „über Japan" als unerläßlich, da es eben kein objektives Japan-Bild sondern nur eine unendliche Menge subjektiver Perspektiven gibt.

Dierk Stuckenschmidt, Jahrgang 1939, der im Auftrag des Deutschen Akademischen Austauschdienstes 14 Jahre in Japan verbrachte und hierbei Einblick in die Biographien zahlreicher Stipendiaten nahm, stellt nun genau dieses Thema in den Mittelpunkt seines mehrteilig angelegten Romans „*Fenix*".

Was sich in dem 1988 veröffentlichten und damals vom Verlag erheblich gekürzten Sachbuch „*Japan mit der Seele suchen*" thematisch andeutete, findet nun in dem im Eigenverlag produzierten Roman „*Fenix*" eine konsequente Weiterführung: Letztlich gehe es womöglich, so mutmaßt nun nämlich die namenlose Hauptperson des Romans, ein leitender Mitarbeiter eines in Japan tätigen süddeutschen Unternehmens, gar nicht um „die Seele" der japanischen Kultur sondern um seine eigene, „die er noch nie

vor sich gesehen, bewußt betrachtet hat und die ihm nun im fremden Licht so bedeutsam und fast erschreckend erscheint."

Zum Inhalt: Ein in Japan eingesetzter deutscher Manager steht an einem Wendepunkt seines Lebens. Ihn erfaßt wachsende Unsicherheit, für die er vor allem aber nicht ausschließlich, die Veränderung und Abkühlung seines Verhältnisses zu seiner deutschen Frau, Ingrid, verantwortlich macht. Daneben erscheinen ihm die Japaner auf einmal bedrohlich nähergerückt, „Japanisches wird zu einer Bedrohung des bisher so erfolgreich Gesicherten" und schließlich leidet er unter dem Monstrum Tokyo.

Seine Beziehung zu den Deutschen störe demgegenüber in keiner Weise die gewohnte Ordnung, redet er sich noch ein. Auch seine Position in der Firma, die ihn seine japanischen Kollegen lediglich als Träger bestimmter Funktionen sehen läßt, bereitet keine Probleme: „An die vorgegebene Rollenverteilung habe ich mich in der Zeit, die ich nun in Tokio bin, gewöhnt."

Zugespitzt wird diese Lage durch den Entschluß der Ehefrau, „nicht mehr hierher zurückzukehren." Erst im Nachhinein werden ihm die Signale für diese drohende Trennung und auch seine verfehlten Reaktionen bewußt. So hatte er die Zen-Meditationsübungen seiner Frau als „seicht" abgetan und von ihr angeregte Gespräche zu Zen, Religion, Natur oder Sexualität „abgeblockt".

Sie hatte ihn schon lange anregen wollen, die Dinge anders zu sehen, wird ihm nun klar. Sie hatte Japan „ständig im Visier", wollte es „gemeinsam mit ihm aufbauen". Er aber wehrte resigniert ab, empfand ihre Zen-Übungen „als aggressiven, trennenden Alleingang". Ja, tatsächlich war er mit dem Wunsch, sie „von hier zu entfernen, aus seinen Gedanken zu verbannen", ihrer jetzigen Entscheidung längst zuvorgekommen, ohne allerdings selbst zum Handeln fähig gewesen zu sein. Diese Passivität ist auch für sein Verhalten gegenüber anderen Menschen seiner Umgebung charakteristisch, mit denen er doch eigentlich in Kontakt treten möchte.

Unter dem Druck dieser nun über ihm zusammenschlagenden Wogen der Einsamkeit, der Erschütterung und letztlich der Erosion des von ihm bislang als erhaltenswert angesehenen status quo „seines äußeren Lebens und auch Ingrid gegenüber", flüchtet er sich in „Tagträume von einer Rückkehr in die Heimat, vom Wiederfinden verlorener Paradiese", an die Anfangszeiten seiner Beziehung zu Japan. Plötzlich erinnert er sich an einen Augenblick aus der Anfangszeit seiner Manager-Existenz in Tokyo, als er – befördert durch Alkohlgenuß – ein „Gefühl aufgehobener Begrenzung" erlebte, „seine zweite, japanische Existenz" greifbar vor sich sah.

Im Mittelpunkt dieser von ihm nun mit zunehmender Intensität, „erträumten Alternative eines Lebens" steht der junge Wissenschaftler Dr. Matthias F. Neumann, der zu Studienzwecken mit einem DAAD-Stipendium nach Kyoto kommt, gleichzeitig einer japanischen Wissenschaftlerin nachspürt, sie mit Hilfe seiner freundlichen Institutskollegen nach dem Besuch zahlreicher Tempel und Schreine in der alten Kulturlandschaft um Kyoto und Nara findet und schließlich auch heiratet.

Beim Erträumen dieser Alternative, die in ihrer radikalsten, vom Autor nur kurz angedeuteten Form, auch ein Sterben und Neugeborenwerden, „ein Herauskommen aus der eigenen Identität" beinhaltet, wird ihm klar, daß sein bisheriges Japan-Bild „von Eigenschaften geprägt war, die mit Vollendung und Härte zu tun hatten". „Fast" – und diese Erkenntnis ist wohl als entscheidender Schritt nach vorn in der von ihm über das Tagträumen und Aufschreiben entwickelten Eigen-Therapie zu werten – „fast, wie ein schwer zugängliches Gegenbild der eigenen Welt."

Damit erscheint ihm seine aktuelle Lage in einem völlig anderen Licht, die er nun ganz anders mit Begriffen wie „ein Gefangener mit besonders harten Haftbedingungen", „freiwilliges Exil", „Taucherglocke", „Hochsitz", „mein Kerker", gekettet an einen „störenden Schleppanker von Isoliertheit und Selbstzweifel" charakterisiert.

Auch von „erfolgreich Gesichertem“ und williger Rollenübernahme ist nun nicht mehr die Rede sondern: „Ich habe das unangenehme Gefühl, fremdbestimmt zu sein, nicht mehr Herr meiner selbst zu sein.“

Konsequenz ist auch eine neue Sicht seiner Beziehung zu Kollegen und den Mitgliedern der deutschen Kolonie, die ihm ja anfangs als völlig unproblematisch galten: „Ich beneide ihn (sein Traum-alter ego)“, erklärt er nun: „Wie viel näher müssen ihm seine Kollegen in ihrem japanischen Zusammengehörigkeitsgefühl schon an diesem Tag stehen, als meine deutschen Lohmeyer (dem Stammtischtreff)-Kollegen jedem einzelnen von uns, die wir uns doch als Freude bezeichnen.“

„Ich kann mein eigenes Einsamkeitsgefühl nicht mehr leugnen“, wird ihm nun klar. Dieser Satz ist zwar weniger glatt und literarisch als die knappe Formulierung „meine Einsamkeit“, darum allerdings umso authentischer.

Aus eigener Erfahrung ist zumindest dem Rezensenten auch in der noch abgeschwächten Wortwahl plausibel, daß dies zu Zweifeln an seinen bisherigen Abwehrstrategien und Fluchtversuchen führt, so aber auch erst den Weg zu eigenem Handeln freilegt: Sind „das Zuhause, die Familie, die deutschen Freunde und dann noch die japanischen Geschäftsfreude für die Misere verantwortlich zu machen?“, fragt der deutsche Manager nun selbstkritisch. „Wieder frage ich mich, ob das ganze Elend nicht doch auch in mir selbst begründet sein könnte – und deshalb vielleicht doch nur von mir selbst aufzulösen wäre.“

Kurt Tucholsky dichtet ironisch: „Es wird bei einem happyend im Film gewöhnlich abgeblendt“. Ich bin nun gespannt darauf, wie Stuckenschmidt nach der Hochzeit des Traumpaares, vor allem aber nach der erneuten Annäherung zwischen dem namenlosen deutschen Manager, der zwischenzeitlich zum Japan-Repräsentanten seines Unternehmens befördert wurde, und seiner doch nach Japan zurückgekehrten Ehefrau Ingrid, die bislang, wie die Gattin des kalifornischen Kommissars Colombo eher ein Schattendasein führt, seinen Roman weiterentwickelt.

Historischer Hintergrund des ersten Teils von „*Fenix*“ ist ein jetzt schon nostalgisch anmutendes Japan vergangener Jahre, zu dem man noch über

Alaska fliegt, in dem es noch rote, mit zehn Yen-Stücken zu fütternde öffentliche Fernsprechapparate ausschließlich für Ortsgespräche aber keine Mobiltelefone gibt und in dem in S- und U-Bahnzügen statt der jetzigen Haarfarbenvielfalt noch ein „Meer einer schwarzhaarigen, homogenen Menschenmenge“ wogt.

Andreas Gandow

Andreas Gandow studierte Philosophie an der Humboldt-Universität, Berlin. Nach dem Studium der Volkswirtschaftslehre und Japanologie arbeitete er 17 Jahre als Nordost-Asien-Korrespondent des „Handelsblatt“ in Tokyo.